

Günter Gödde / Jörg Zirfas (Hrsg.), *Kritische Lebenskunst. Analysen – Orientierungen – Strategien*. Stuttgart: J. B. Metzler 2018. 489 Seiten. 49,99 €

Nach der 2016 im Psychosozial-Verlag erschienenen Monografie *Therapeutik und Lebenskunst. Eine philosophisch-psychologische Grundlegung*, in der der psychologische Psychotherapeut Günter Gödde und der Erziehungswissenschaftler Jörg Zirfas Psychotherapie als eine Form der Lebenskunst deuten, der Fragen des gelingenden Lebens notwendig inhärent sind, präsentieren sie in ihrem jüngsten Sammelband das Konzept einer *Kritischen Lebenskunst*, die von der These ausgeht, „dass das bejahenswerte Leben und die Lebenskunst immer auch *kritisch* sind.“ (S. VII) Dabei verstehen sie die zur Diskussion stehende Kritik als Selbstkritik der Lebenskunst, die ihre eigenen Voraussetzungen, Grundannahmen und Ideale konstruktiv hinterfragt. Pate stehen hier vor allem Wolfgang Kersting und Claus Langbehn (*Kritik der Lebenskunst*, 2007), die das in den herkömmlichen Lebenskunstmodellen dominante Autonomieideal bemängeln: Die zu dessen Realisierung nötigen kognitiven Fähigkeiten könnten nicht von allen Menschen abgerufen werden und schlossen beispielsweise geistig Behinderte aus. Als Alternativmodell zu einer von vielen antiken Philosophenschulen ebenso wie von Nietzsche vertretenen individualistischen und elitären Lebenskunst bietet sich folglich eine demokratisch orientierte Richtung an, die auch das gewöhnliche Leben einschließlich dessen krisenhafte und prekäre Erscheinungsformen im Blick hat.

Diese im **Prolog** präsentierten Leitgedanken spiegeln sich im sehr gelungenen Aufbau des Bandes wider, der den sieben großen Themen I) Individualität, II) soziale Weltbeziehungen, III) kulturelle Strukturen, IV) prekäre Verhältnisse, V) therapeutische Lebenskunst, VI) Bausteine des guten Lebens und VII) gesellschaftliche Veränderungen je ein eigenes Kapitel mit sieben Beiträgen widmet. Eine Einführung der Herausgeber leitet jeweils zum Thema hin und fasst die einzelnen Beiträge konzise zusammen. Auf diese Weise wird sowohl die systematische Einheit der kapitelbildenden, vielfach perspektivierten Beiträge herausgearbeitet als auch der Konzeption des Sammelbandes als Handbuch Rechnung getragen.

Die Philosophenschulen der Antike, die als Ursprung des Lebenskunstkonzepts gelten können, vertraten eine objektivistische Position, wonach es nur *einen* erfolgversprechenden Weg zu einem gelungenen Leben geben kann. Dagegen wird in zeitgenössischen Lebenskunstmodellen der autonome Entwurf eines guten Lebens als Aufgabe des Einzelnen betrachtet. Die Bedingungen, denen die nunmehr experimentelle und fragile Suche nach dem Glück unterworfen ist, sowie zentrale Inhalte der individualisierten Lebenskunst sind das Thema des ersten Kapitels ***Der Blickwinkel der Individualität***. Werner Stegmaier deutet die Lebenskunst in seinem gleichnamigen Beitrag als *Orientierungskunst*, die anders als die bildenden Künste nicht im freien, voraussetzungslosen Spiel der Ideen ein vom Künstler getrenntes Werk erschafft. In der Lebenskunst sind Subjekt und Objekt nicht zu trennen und der Spielraum der Gestaltungsmöglichkeiten ist stets an die je eigenen Lebensverhältnisse gebunden. *Klugheit und kritische Vernunft* erörtert Robert Zimmer als elementare Basis einer rationalen Lebenskunst, die im Unterschied zur Moral keine verpflichtenden Regeln kenne und deren wesentliche Methode im ‚trial and error‘ bestehe. Falsifizierung bedeute demnach in der Lebenskunst die Einsicht, dass der gewählte Weg nicht zu einem guten, sondern zu einer unglücklichen Existenz führe. Andreas Brenner betrachtet die *Leiblichkeit* als Prinzip der Welterschließung, die bewusst wahrgenommen und kultiviert werden sollte. Dabei verhalte sich der Leib nicht rein

rezeptiv, sondern sei selbst durch „Akte der Einleibung“ (S. 27) Veränderungen unterworfen. Im Begriff der *Lebenserfahrung* als „Summe der theoretischen und praktischen Einsichten in grundlegende Strukturen, Situationen, Prozesse und Befindlichkeiten des menschlichen Lebens [...], die die Biographie eines Menschen nachhaltig bestimmen“ (S. 30), fasst Jörg Zirfas Momente von Wissen, Handeln, Wollen und Bewerten. Die kritische Lebenserfahrung definiert er als „Kombination aus Sinnstiftung, Ambiguitätsmanagement und Zeitsouveränität“ (S. 36). Juliane Noack Naples plädiert für ein Konzept von *Identität*, das den Bedingungen der *conditio humana* als Gegebensein, Selbstsein, Mitsein und Anderssein gerecht werde. Ein für die Lebenskunst fruchtbarer Identitätsbegriff müsse zudem Zeiten der Fraglosigkeit ebenso wie der Fragwürdigkeit konzeptualisieren können und die Reflexivität des Einzelnen als identitätskonstituierend annehmen. Wenn Ferdinand Fellmann seinen Beitrag mit *Liebeslebenskunst* betitelt, so entspringt dies seiner These, dass aus Sexualtrieben gespeiste Lebensgefühle kulturell in Erotik transformiert würden und „alle Bezirke des Verhaltens und Erlebens umfassen“ (S. 48). Das von Ralf T. Vogel aus der Perspektive der Psychologie Jungs erörterte Thema *Sterben und Tod* schließt das erste Kapitel ab. Im Zentrum steht dabei die Förderung innerer Begleiter als Objektrepräsentationen von biographisch relevanten Bezugspersonen aus dem Familien- und Freundeskreis sowie von Pflegenden oder Hospizbegleiter/-innen.

In den Sozial-, Kultur-, und Humanwissenschaften sowie in der Philosophie wird die individualistische Perspektive zunehmend hinterfragt und stattdessen auf die ambivalente konstitutive Sozialität des Menschen verwiesen: Menschen sind sich sowohl in der Mitsorge verbunden als auch einander verletzlich ausgeliefert. In diesem Sinne thematisiert das zweite Kapitel ***Soziale Weltbeziehungen und Intersubjektivität***. Felix Brauner und Cord Benecke befassen sich aus der Perspektive der Soziologie sowie der Psychoanalyse mit der *Emotions- und Bedürfnisregulierung*. Werner Pohlmann erörtert die *Begegnung*, die nach der Lebensphilosophie zu Beginn des 20. Jh. gegenwärtig unter dem Stichwort Resonanz – federführend durch den Soziologen Hartmut Rosa – wieder an Aktualität gewinnt, und deutet sie unter anderem als nicht zu unterschätzende Wirkungseinheit in der Psychotherapie. In seinem Beitrag zur *Anerkennung* vertritt Dominik Krinninger die These, „dass das subjektive Gelingen von Gemeinschaft nicht so sehr eine Frage der Gestaltung des Sozialen durch Einzelne ist, sondern dass es dafür auch notwendig ist, sich gemeinschaftlichen Dynamiken zu überlassen“ (S. 82), und führt dies vor dem Hintergrund der Analysen bei Axel Honneth, Michel Foucault und Judith Butler sowie Paul Ricœur und Tzvetan Todorov aus. Die Kultur des *Takts* betrachtet Daniel Burghardt als systematisch verwandt mit der Lebenskunst: Beide orientieren sich an der Leitidee des rechten Maßes und der aristotelischen Mitte (*mesotês*). Susanne Völker deutet *Gender und Queer* unter den Aspekten menschlicher Vulnerabilität sowie einer „>Lebenskunst< als *relationale Praxis in einer Welt differenter Koexistenzen*“, die sich als „ethische, politische und >mehr als menschliche< Frage“ (S. 97) versteht. Ihre Bezugsautorinnen sind die Philosophin und Psychoanalytikerin Luce Irigaray, die philosophische Queer-Theoretikerin Judith Butler, die Physikerin Karen Barad und die Biologin Donna J. Haraway. Dem Begriff der *Vulnerabilität* wird zu Recht ein eigener Beitrag gewidmet. Daniel Burghardt sieht die Vulnerabilität in der Lebenskunst durch den Umgang mit Leid, Vergänglichkeit und Tod thematisiert und zeigt im Anschluss an Freud und Wolfgang Kersting das Leiden an der Natur, am Körper und an den sozialen Beziehungen bzw. das

Gesundheitsinteresse, materielle Interessen, soziale Beziehungen sowie das menschliche Sinnbedürfnis als elementare Verletzlichkeiten auf. Das Auffinden des rechten Mittelmaßes sieht er als Prinzip des angemessenen Umgangs mit den Faktoren der Vulnerabilität. Rüdiger Eschmann analysiert die Begriffsgeschichte von *Heimat und Fremdheit* soziologisch mit Bezug auf Hartmut Rosa unter dem Aspekt der Entfremdung im Angesicht einer zunehmend gestörten Beziehung des Einzelnen zu sich selbst, zu seiner Sozialwelt sowie zur Natur, psychoanalytisch im Sinne von Heimat als gutes inneres Objekt bzw. als ursprüngliche Symbiose mit der Mutter, als jenseitige Heimat des Christen sowie kritisch als Ausdruck einer verqueren Naziideologie. Insofern sich die Lebenskunst auch „auf die Traditionsvermittlung bedeutsamer kultureller Errungenschaften wie zentrale Wissensbestände [...], wichtige methodische Fähigkeiten und Fertigkeiten des Erlangens und Umsetzens von Wissen [...] und normative Werte, Haltungen und letzte Sinnfragen“ (S. 121) bezieht, stehen im Fokus des dritten Kapitels **Kulturelle Strukturen und Prozesse**. Dazu gehört in erster Linie die *Bildung*, der Gabriele Weiß einen Beitrag widmet. Im Anschluss an Nietzsche und Foucault versteht sie Bildung als nicht abschließbaren Transformationsprozess, dessen Ethos mit dem der Lebenskunst koinzidiert, und arbeitet die kritische Komponente des Anderswerdens durch Bildung heraus. Jörg Zirfas lotet die *Ästhetische Erfahrung* hinsichtlich ihres Potenzials für die Lebenskunst aus. Das Bewusstwerden der Perspektivität der Weltdeutungen im ästhetischen Spiel schaffe einen Spielraum neuer Möglichkeiten, fördere die reflexive Auseinandersetzung mit sinnlichen Erfahrungen und befähige zu Relativierung, Skepsis, Ironie und Kritik. Auch das *Symbol* steht im Kontext menschlicher Reflexivität. Heinrich Deserno deutet die Lebenskunst und die dazu befähigende Bildung als „auf symbolisierenden Fähigkeiten“ (S. 143) beruhende Praxis der Reflexion. Christof Windgätter erörtert *Das metrische Selbst*, das in zunehmendem Maß „Praktiken der Anthropometrie“ (S. 152) unterworfen ist: Die Selbst-Quantifizierung von Schritt-, Herz- und Atemfrequenzen, Blutdruck und Blutzucker, Kalorien und Gewicht stehe im Dienste eines der Lebenskunst nicht immer dienlichen Ideals des Ego-Tunings. In seinem Beitrag *Lebensführung im Hochleistungssport* präsentiert Gunter Gebauer das Ideal einer Lebenskunst des Sportlers, das „ethisches Handeln mit ästhetischer Zweckfreiheit zu einem gelungenen Leben“ (S. 162) verbindet. Gerade im Spitzensport gehe es „um das Gelingen von Lebensentwürfen“, zu der die Persönlichkeitsentwicklung und das Aushalten von Niederlagen ebenso gehöre wie der Einsatz von „Intelligenz, Ehrgeiz, Organisation und mitmenschlichen Qualitäten“ (ebd.). Karin Dannecker bespricht das Verhältnis von *Kunst und Therapie*. Das therapeutische Potenzial der Kunst als kritisches Experiment erkennt sie im Aufbrechen von Abwehrstrategien, im Fruchtbarmachen der Spannungsfelder zwischen Chaos und Struktur sowie zwischen Innen und Außen und im Ausprobieren neuer Möglichkeiten. Die Bedeutung von *Religion und Therapie* in der Lebenskunst sieht Peter Bubmann in den religionsdefinierenden Funktionen „Identitätsstiftung, Handlungsführung, Kontingenzbewältigung, Sozialintegration, Kosmisierung [...], Weltdistanzierung“, sofern sie „ein reflexiv verantwortetes stimmiges Gesamtbild des Umgangs mit der Welt“ (S. 180) erstellen. Den Rekurs auf ein paulinisches Freiheitsverständnis, den Umgang mit Kontingenz und den Verzicht auf ein Ideal absoluter Selbstverfügung betrachtet Bubmann als zentrale Elemente christlicher Lebenskunst.

Das Stichwort der Kontingenz leitet hin zum vierten Kapitel **Prekäre Verhältnisse**, das sich mit der Frage beschäftigt, „ob und inwieweit den Betroffenen überhaupt noch Chancen auf ein gutes

Leben bleiben“ (S. 191). Karl August Chassé befasst sich mit der *Armut*, die lange Zeit aus den Lebenskunstdebatten ausgelagert worden ist. Insbesondere die Lebensperspektiven von Kindern aus armen Verhältnisse sieht Chassé massiv eingeschränkt und kommt zu dem empirisch gewonnenen Schluss, „dass der Kampf um ein halbwegs erträgliches Leben selber als Kunst des Überlebens wahrgenommen wird“ (S. 200). Zu einem optimistischeren Ergebnis hinsichtlich von Menschen mit *Behinderung* kommt Markus Dederich, der die These vertritt, „dass es maßgeblich von einem Komplex von Kontextfaktoren abhängt, ob und in welchem Maße sich eine individuelle Beeinträchtigung substanziell nachteilig auf das Leben der betreffenden Menschen auswirkt“ (S. 204), und betont mit Jerome Bickenbach: „Menschen mit Behinderungen unterscheiden sich nicht von allen anderen, auch sie leben ein Leben situativ bedingter unterschiedlicher Befindlichkeiten, sie kennen Frustration und Befriedigung, Verluste und Erfolgserlebnisse“ (S. 206). Ralph Sichler befasst sich in seinem Beitrag *Riskante Arbeitswelt* mit der Frage, inwiefern die psychosoziale und gesundheitliche Probleme mit sich bringende zunehmende Digitalisierung und Individualisierung der Arbeitswelt durch eine kritische Lebenskunst in Chancen verwandelt werden kann. Insbesondere durch psychische Krankheiten bedingte *Stigmatisierung* ist das Thema des Beitrags von Günter Gödde und Franziska Lamott, die gleichsam als ‚zweite Krankheit‘ in der Psychiatrie gelten könne und die sie exemplarisch an der dissozialen Persönlichkeitsstörung erläutern. Einen Blick auf die *Psychose* wirft Jann E. Schlimme, der unter dem Motto einer ‚Lebenskunst mit Psychose‘ die Krankheit als eine Aufgabe beschreibt, „mit der es gewissermaßen kreativ umzugehen gilt“ (S. 227), und die in eine Genesung münden kann. Peter Theiss-Abendroth untersucht das *Trauma* als Widerfahrnis, das dem Autonomieideal vieler Lebenskunstentwürfe scheinbar gänzlich zuwiderläuft. Der Verweis auf das Phänomen eines posttraumatischen Wachstums zeige jedoch, dass auch traumatische Erfahrungen in eine Stimulierung der Lebenskunst münden können. *Sucht und Selbstachtung* werden schließlich von Roland Voigtel mit Blick auf die Ätiologie von Suchterkrankungen „durch eine bereits früh gestörte Interaktion zwischen dem primären Bezugsobjekt und dem kleinen Kind“ (S. 249) näher beleuchtet. Als problematisch für die Entwicklung von Lebenskunst durch Süchtige arbeitet er die Überzeugung Betroffener heraus, „dass sie sich nicht um sich zu kümmern brauchen, weil sie ohnehin nichts wert seien“ (S. 245).

Das fünfte Kapitel *Therapeutische Lebenskunst* erörtert den schon in der Antike konstatierten Zusammenhang zwischen Psychotherapie und philosophischer Lebenskunst. Beide setzen, so Gödde und Zirfas, eine „negative Erschütterung [...] voraus, die es unmöglich macht, in der bisherigen Form weiter zu leben“ (S. 257), wobei die Therapie als Eröffnung neuer Möglichkeitsräume verstanden wird. Die sieben Beiträge behandeln wichtige therapeutische Mittel und Methoden. Günter Gödde beginnt mit einem historischen Überblick über die *Katharsis* und erläutert die Verbindungen zwischen der Heil- und Lebenskunst in der Antike mit der modernen Psychotherapie vom Enthusiasmus des Dionysos-Kultes bis zu Jacob Bernays, der die aristotelische Katharsis durch das Prinzip der Affektentladung konzeptualisierte. Darüber hinaus bespricht er verschiedene kathartisch ausgerichtete zeitgenössische Therapierichtungen. Tilman Watzel deutet in *Übertragung und Gegenübertragung* letztere als „Resonanzraum für unbewusste Lebenskunstkonzepte“ (S. 270) und führt mit Bezug auf Überlegungen von Christoph Klotter aus, inwiefern die gezielte Arbeit an der Dynamik von Übertragung und Gegenübertragung in der Therapie einen Beitrag zur

kritischen Lebenskunst leisten kann. Michael Klöpper diskutiert die *Empathie* im Kontext seiner These, dass die Arbeit des Therapeuten auf einer gestaltenden Fähigkeit beruhe, die nicht lehrbar und „wie jedes Kunstwerk einzigartig“ (S. 283) sei. *Mentalisieren* als „imaginative Fähigkeit, sich mentale Gründe des eigenen Verhaltens und des Verhaltens Anderer vorstellen zu können“ (S. 284), ist das Thema des Beitrags von Svenja Taubner, in dem sie die Grundlagen sowie die therapeutische Haltung und Beziehungsgestaltung in der von Anthony W. Bateman und Peter Fonagy entwickelten, insbesondere zur Behandlung von Persönlichkeitsstörungen eingesetzten Mentalisierungsbasierten Therapie (MBT) erläutert. Timo Storck sieht in *Der selbstverständliche Mensch* die philosophische Hermeneutik im Sinne des Verstehens von Welt und Menschsein als integrale Komponente der Psychotherapie und betrachtet mit Hilde Kronberg-Gödde auch die Selbstanalyse als philosophische Form der Reflexion. In ihrem Beitrag zur *Ressourcenorientierung* werten Thomas Munder, Kai Rugenstein und Antje Gumz die Lebenskunstdebatte als Ressource, die „entsprechende psychotherapeutische Konzepte ergänzen, erweitern und vertiefen“ könne und „in ihrer Verbindung mit unserem kollektiven Gedächtnis für manche Patientinnen/Patienten besonders überzeugend und vielversprechend sein“ (S. 306) mag. Werner Pohlmann nimmt die *Ästhetische Erfahrung im Therapieprozess* in den Blick, wobei er von der Überlegung ausgeht, dass die Kunst „die Art und Weise [ist], wie das Leben als Behandlung von Wirklichkeit sich selbst gestaltet“ (S. 308), und zu dem Schluss kommt, dass sich auch die therapeutische Behandlung als ästhetische Erfahrung verstehen lässt. Die **Bausteine für ein >gutes Leben<** als integrale Elemente und Gegenstände der Lebenskunst stehen im Fokus des sechsten Kapitels, das mit zwei historisch-systematischen Beiträgen von Günter Gödde und Jörg Zirfas sinnvoll begonnen wird. Im Kontext des Ursprungs der philosophischen Lebenskunst in der *Selbstsorge der Antike* stellen die Autoren mit dem sokratisch-platonischen, dem epikureischen, dem stoischen sowie dem christlichen Modell vier unterschiedlich akzentuierte Lebenskunstkonzepte vor, denen trotz kontroverser Vorstellungen über das gute Leben die Ideale der Objektivität, der Rationalität sowie der Immunität gegenüber äußeren Widerfahrnissen gemeinsam sind. Die *Selbstsorge in der Moderne* teile mit Nietzsche die Kritik an einer insbesondere christlich tradierten Moral der Selbstverleugnung. Als gewichtigste Herausforderung der modernen Selbstsorge betrachten die Autoren den Zuwachs an Selbstoptimierungsstrategien sowie Techniken des Enhancements. Im Anschluss an die Philosophie der Lebenskunst bei Stanley Cavell stellt Eike Brock in *Der Kampf um das Gewöhnliche* die Frage nach dem Verhältnis des Gewöhnlichen zum Außergewöhnlichen und analysiert die Figur des Joseph Grand in Albert Camus' Roman *Die Pest* als „verzweifelte Suche nach (s)einer eigenen Stimme“ (S. 352). Silvia Schneider analysiert in einer *Verteidigung der Liebe* verschiedene Aspekte und Stufen der Liebe (Einbruch der Liebe, Eins-Werden, Zwei-Sein, Dauer, Blick, Reden und Schweigen, Liebeserklärung, Liebe als Weltzugang etc.) und vermerkt mit Eva Illouz einen zunehmenden „Optimierungszwang“ (S. 355) hinsichtlich des sexuellen Leistungsdenkens. In *Die Zeit der Vernunft* erörtert Johannes Oberthür die auch in der Lebenskunst relevante Vernunft als „*Vernehmen* der Vernunft“, die sich dem Einzelnen schon immer mit „Fragen wie die nach dem Anfang und Ende der Welt, nach dem Sinn des Todes und des Lebens, nach Seele und Leib, nach Gott und Teufel“ (S. 364) aufgedrängt habe, der man sich allerdings auch verschließen könne. Wolfgang Mertens diskutiert *Wahrhaftigkeit und Wahrheit* insbesondere mit Blick auf den therapeutischen Kontext und warnt angesichts mannigfacher Deutungsperspektiven und der möglichen Projektion unverarbeiteter Konflikte

seitens des Therapeuten vor einer „unbeschränkten Deutungsmacht des Analytikers“ (S. 373). Das *Wissen der Weisheit* betrachtet Christoph Wulf historisch in Antike, Christentum und Buddhismus und systematisch als Lernen durch Leiden, Befähigung zu gewaltfreiem Miteinander sowie zu kultureller Diversität, als Praxis der Nachhaltigkeit, der mimetischen Aneignung und Ästhetik sowie als Gelassenheit und Bereitschaft, in Heiterkeit auch die Schmerzen des Lebens anzunehmen.

Insofern hinsichtlich des gelingenden Lebens „das Maß und die Qualität der dem Einzelnen zur Verfügung stehenden Optionen maßgeblich von seiner sozialstrukturellen Position in der Gesellschaft“ (S. 389) abhängen, steht das siebte Kapitel unter dem Titel ***Das >gute Leben< als Ziel gesellschaftlicher Veränderungen***. Ludger Heidbrink plädiert für eine *Diätetik der Verantwortung*, die ein utopisch überhöhtes Ideal des Verantwortungsmenschen mit Augenmaß modifiziere und auf diese Weise zur Reduktion chronischer Erschöpfungs- und Burnout-Syndrome beitrage und der gegenwärtigen „Krise der Unzulänglichkeit“ (S. 393) entgegenwirke. *Gesellschaftliche Partizipation*, Inklusion und Engagement betrachtet Siegfried Preiser als grundlegende „Bausteine der Lebenskunst“ (S. 403), die Ausdruck von Kontrollüberzeugung und Selbstwirksamkeit seien und zu einem erfüllten Leben beitragen könnten. Mit Bezug auf die Begründungen des Wohlfahrtsstaats bei John Rawls, Michael Walzer und Martha C. Nussbaum argumentiert Manuel Knoll in *Wohlfahrtsstaat und soziale Gerechtigkeit* für die Position, „dass das gemeinsame Element der bedeutendsten dieser Theorien eine Begründung des Sozialstaats [...] ist und dass ein solcher die Möglichkeitsbedingung einer gemeinschaftlich-demokratischen Lebenskunst darstellt.“ (S. 408) Karla Hoven-Buchholz gibt in *Heimat und gutes Leben* einen historischen Überblick über die Facetten des Heimatbegriffs und dessen vielfältige ‚Umbuchungen‘ – so der von Jan Assmann geprägte Terminus – vom religiösen in den weltlichen (politischen, literarischen, medizinischen, psychologischen) Kontext. Die Frage, ob ein gutes Leben der Heimat bedürfe, wird von ihr vorsichtig-tentativ verneint. Für die Tugenden *Toleranz und Humor* kommt Johannes Drerup dagegen zu dem Ergebnis, dass „[h]umorvolle und tolerante Selbst-, Welt- und Sozialbeziehungen [...] zentrale Bestandteile einer demokratischen und [...] im >gewöhnlichen Leben< verankerten Lebenskunst und eines guten, gelingenden Lebens“ (S. 425) sind. Jens Beljan nimmt *Resonante Weltbeziehungen* in den Blick, wobei er mit Hartmut Rosa Resonanz als „Weltbeziehungsmodus“ versteht, „in dem sich Selbst und Welt in einem Antwortverhältnis wechselseitig berühren, erreichen und bewegen“ (S. 435), und die Auffassung vertritt, dass die „Resonanztheorie [...] die Lebenskunst nicht nur als Selbstsorge (Foucault), sondern auch als eine Art *Weltsorge* zu begreifen“ (S. 436) vermag. Mit der *Transkulturalität* thematisiert Christoph Wulf eine mit Globalisierung und kultureller Diversität einhergehende Aufgabe. Statt Egozentrismus, Logozentrismus und Ethnozentrismus fordert er die alternative Einstellung „Ich ist ein Anderer“ (S. 443), das Bewusstsein der „Nichtidentität des Individuums“ (S. 344) sowie die Schaffung von transkulturellen Kontaktzonen.

Für das Projekt einer systematisch gefassten und konzeptionalisierten kritischen Lebenskunst unverzichtbar ist der ausführliche *Epilog*, in dem Günter Götde und Jörg Zirfas vier verschiedene Richtungen der kritischen Lebenskunst vorstellen, denen der Bezug auf den „anthropologischen Fakt“ gemeinsam ist, „[d]ass Menschen ihr Leben durch ein anderes Verständnis ihrer Beziehungen zu sich, zu anderen und zur Welt verändern, im Sinne von: verbessern können“ (S. 449). Die *rationalistische Kritik* sehen die Autoren zunächst bei

Sokrates, dessen elenktische Methode der Gesprächsführung die Dialogpartner zur Einsicht in ihr Scheinwissen und damit zur Suche nach begründetem Wissen führt. Bei Karl Popper gelte das Prinzip der Falsifikation für die Lebenskunst ebenso wie für die Erkenntnis, und auch Robert Zimmer betone den selbstkritischen Charakter der individuellen Lebenskunst. Bei Nietzsche und Foucault arbeiten Gödde und Zirfas die *genealogische Methode der Kritik* heraus, die lebensfeindliche Ideale mit Blick auf deren Entstehungsbedingungen entlarvt. In der Tradition der Kritischen Theorie steht die *ideologische Kritik*, die „sich als Aufklärung am falschen Selbstverständnis und einer falschen Sichtweise der sozialen Wirklichkeit“ (S. 454f.) versteht. Dementsprechend sind die Vertreter/-innen dieser Richtungen (Axel Honneth, Rahel Jaeggi, Hartmut Rosa) Sozialphilosophen bzw. Soziologen. Während Honneth die Anerkennung als „Bedingung eines genuin positiven Selbstverhältnisses des Menschen“ bestimmt und zur entscheidenden „Kategorie soziomoralischen Handelns“ (S. 456) erhebt, diskutiert Jaeggi die Entfremdung als „Beziehung der Beziehungslosigkeit“ (ebd.). Ähnlich versteht Rosa die Beschleunigung als Entfremdung und entwirft das Konzept der Resonanz als einer für das gelingende Leben förderlichen Weltbeziehung. Mit den Vertretern der *Sozialkritik* stellen die Autoren drei Autoren vor, die bislang in den Lebenskunstdebatten zu Unrecht kaum rezipiert worden sind. So könne Pierre Bourdieu zeigen, „dass die Positionierung im ökonomischen, sozialen und kulturellen Raum Vorstellungen des >guten Lebens< bedingt, die in Differenz zu anderen Vorstellungen guten Lebens entwickelt werden“ (S. 459). Rainer Marten breche „mit einer stark um die Selbstsorge zentrierten Lebenskunst, indem er die Fragen nach der Integration der anderen, der Mitsorge und der wechselseitigen Bezogenheit in den Mittelpunkt rückt“ (S. 462), während Zygmunt Bauman als Hauptwiderspruch der Moderne die Kluft zwischen dem „Postulat auf Selbstbestimmung einerseits und [...] der Unmöglichkeit, die Bedingungen dieser Selbstbestimmung zu kontrollieren“ (S. 463), feststelle. Als vierte Form der kritischen Lebenskunst wird die *Selbstkritik* der Lebenskunstdebatte beleuchtet. Ihre Hauptvertreter Wolfgang Kersting und Ludger Heidbrink bemängeln das illusionäre Autonomieideal sowie die fehlgeleitete Perspektive einer „Lebenskunst als Selbsterschaffung“ (S. 464), als deren Protagonisten Nietzsche, Foucault, aber auch Wilhelm Schmid benannt werden. Anstelle des heroischen Individuums sollten, so Kersting, das gewöhnliche Leben sowie das Maß der Mitte im Zentrum der Lebenskunst stehen.

In ihrem Resümee fordern Gödde und Zirfas eine Lebenskunst, die ihren experimentellen Charakter nicht verhehlt. Sie setze sich mit den Möglichkeiten menschlichen Lebens ebenso auseinander wie mit dessen Beschränkungen, eröffne aber auch in Krisensituationen den Blick für kreative Lösungen und neue Perspektiven. Schließlich plädieren die Autoren für eine wechselseitige Bereicherung zwischen philosophischer Lebenskunst (von der Antike bis zur Gegenwart) und Psychotherapie und kommen zu dem Ergebnis: „Lebenskunst ohne Psychotherapie stellt eine praktische und Psychotherapie ohne Lebenskunst eine theoretische Verkürzung dar“ (S. 468).

Dem Gedanken einer beidseitigen Befruchtung von Philosophie und Psychotherapie und dem Bewusstsein einer in der menschlichen Sozialität geformten Lebenskunst trägt auch die Konzeption des Bandes Rechnung. Zielführend sind hier insbesondere die Auseinandersetzung mit sozialen Weltbeziehungen und kulturellen Strukturen sowie die Skizze einer therapeutischen Lebenskunst, denen je ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Der Gesichtspunkt einer Notwendigkeit gesellschaftlicher Veränderungen und die Vermeidung eines solipsistisch-

egozentrischen Lebenskunstmodells sind bereichernd und unterscheiden den Band positiv von vielen anderen Konzeptionen der Lebenskunst. Psychologen bzw. in Lehre, Forschung und Praxis tätige Therapeuten psychoanalytischer Provenienz bilden neben Philosophen sowie Sozial- und Erziehungswissenschaftlern das Gros der Autoren; einige Beiträge nehmen bewusst eine interdisziplinäre Perspektive ein. Ein Blick auf humanistische Therapieformen, insbesondere auf die von Viktor E. Frankl entwickelte Logotherapie, wäre insofern wünschenswert gewesen, als diese unter allen psychotherapeutischen Paradigmen die meisten Anknüpfungspunkte zur Philosophie aufweisen. In dieser Hinsicht hätten auch die Themen Sinn, Glück und Resilienz einen eigenen Beitrag verdient, die Doppelbelegung der Themen *Heimat und Fremdheit* und *Heimat und gutes Leben* sowie *Ästhetische Erfahrung* und *Ästhetische Erfahrung im Therapieprozess* – obwohl von den Autoren sehr kundig erörtert – ist dagegen unnötig. Die einzelnen Beiträge bewegen sich auf durchgehend hohem reflexiven Niveau und führen gut lesbar und verständlich in das jeweilige Thema sowie die einschlägige Begrifflichkeit ein; die meisten Artikel bilden eine ausgewogene Mischung zwischen historischen und systematischen Ausführungen. Positiv hervorzuheben ist auch die Anschaulichkeit der Darstellung durch die Bezugnahme auf lebensweltliche oder literarische Beispiele, seien es der ehemalige Fußball-Nationalspieler Per Mertesacker als Paradigma einer gelungenen *Lebensführung im Hochleistungssport* (Gebauer), die Illustration der Verbindung von *Kunst und Therapie* (Dannecker) anhand von bekannten Künstler/-innen und eines kunsttherapeutischen Fallbeispiels, die Lebensskizze des Shoa-Überlebenden Ernst Federn, der auch nach seinem *Trauma* (Theiss-Abendroth) ein erfülltes Dasein realisieren konnte, das Bekenntnis eines gelungenen Lebens mit *Behinderung* (Dederich) durch Fredi Saal, ein die Fähigkeit zum *Mentalisieren* (Taubner) beförderndes ausführliches Therapiegespräch, der Bezug auf Camus' Figur Joseph Grand in *Die Pest* als Beispiel für den *Kampf um das Gewöhnliche* (Brock) sowie die zahlreichen Filmbeispiele, die in der *Verteidigung der Liebe* (Schneider) diverse Facetten der Liebe illustrieren. Komplexe systematische Zusammenhänge und Strukturen werden darüber hinaus tabellarisch dargestellt, der Beitrag zu *Kunst und Therapie* ist farbig bebildert. Insgesamt ist der Sammelband sowohl zur Einführung in die Thematik als auch zur Vertiefung einzelner Aspekte der Lebenskunstdebatte für Spezialisten geeignet; wer sich die Mühe macht, den gesamten Band zu studieren, wird mit einem reichen und multiperspektivischen Wissensschatz belohnt. Dies betrifft nicht nur die vielfältigen inhaltlichen Themen, sondern auch den gelungenen Rundumschlag zur Geschichte der philosophischen und psychotherapeutischen Lebenskunst von der Antike bis in die Gegenwart und die diesbezüglich relevanten Autoren, Texte und Konzepte. Die herausragende und vor allem originelle Leistung des Sammelbands besteht jedoch darin, genau das zu leisten, was der Titel verspricht: die Konzeption einer kritischen Lebenskunst, also einer Lebenskunst, die sich zum einen selbst immer wieder kritisch hinterfragt, und die zum anderen die schwierige Balance hält zwischen einer Akzeptanz der Unvermeidbarkeit kritischer Lebenssituationen und der Bereitschaft, für neue Lösungsmöglichkeiten offen zu sein.

Dagmar Kiesel